

SAFIA AL BAGDADI



ROMAN

UNSER HAUS MIT RUTSCHE

HANSER



Leseprobe

Das Buch

Laylas Eltern sind das glamouröseste Liebespaar der Welt – oder zumindest Saarbrückens. Ihr irakischer Vater hat ständig neue spektakulär scheiternde Geschäftsideen und verspricht seiner staunenden Familie zugleich Umzüge nach New York, ein Haus mit Rutsche in den Tigris, eine große Zukunft. Ihre französische Mutter dagegen stammt aus dem nobelsten Bürgertum, rebellierte gegen ihr Elternhaus und trägt dabei doch Chanel N°5. Alles in dieser Familie kann nur schiefgehen und ist dennoch für einige Kindheitsjahre ungeheuer leicht und wunderschön. Dann bricht 1991 der Golfkrieg aus. Eingeholt von der Realität, wird Laylas Vater ein Fremder. Berührend, komisch und täuschend leicht erzählt Safia Al Bagdadi vom Aufwachsen im Dazwischen.

Die Autorin

Safia Al Bagdadi, geboren 1979 in Saarbrücken, lebt seit 2008 in Paris. Sie studierte Schauspiel am Konservatorium in Wien und Kommunikationswissenschaften in München, ist Schauspielerin und Autorin.

Safia Al Bagdadi. *Unser Haus mit Rutsche*
320 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book
Erscheint am 17. Februar 2026

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln
Motiv: © Safia Al Bagdadi

HANSER

VORAB

Ich muss aufschreiben, was damals alles passiert ist. Vielleicht ändert sich dann etwas. Ganz gleich in welche Richtung. Ausnahmsweise befürworte ich jede Veränderung. Schlimmer kann es sowieso nicht werden. Schließlich gibt es hier in meinem Ausguck nur noch mich, über den Dächern von Paris. Bei schlechtem Wetter kann ich bis nach Saarbrücken blicken, in meine nebelverhangene Vergangenheit.

GEGENWÄRTIG UNERREICHBAR

Der berühmte Künstler Anton Meme hat mir einen Heiratsantrag gemacht, und der hochbegabte Komponist Hektor Baerli mir rein freundschaftlich die Kloschüssel repariert, obwohl er eine Bakterienphobie hat. Ich weiß, wie viel das bedeutet, leide ich doch selbst unter anderem an einem Händewaschzwang. Davon kann ich mir aber nichts kaufen. Ich schreibe das nur, um zu zeigen, dass es offenbar Leute gibt, die etwas an mir finden, finde ich doch selbst an mir wenig bis nichts.

»Layla, heirate mich, marry me. Voilà, jetzt weißt du, wer dein Mann sein möchte«, sprach Anton Meme um drei Uhr früh auf meinen Anrufbeantworter. Sein Antrag kam nach sechs Monaten Funkstille. Zu spät. Er entsandte ihn von seinem manischen Höhenflug hinab in die tiefe Schlucht, in der ich mich befand. Ich habe nicht annehmen können. Schließlich

brauchte ich beide Hände, um nicht ganz abzurutschen und ins absolute Nichts zu stürzen.

Anton Meme und ich haben beide diese Sehnsucht nach einer romantischen Beziehung, einer harmonischen Familie, einer Vater-Mutter-Kind-Idylle. Ganz konservativ und uncool und bitte möglichst überhaupt nicht Boheme. Die großen Gefühle füreinander sind auch da. Dabei wissen wir zugleich, dass alles zwischen uns nur ein Traum bleiben kann. Wir sind beide so kaputt, dass es nicht gut gehen würde. Hektor Baerli war da realistischer. Er beließ es bei der Klobrillenmontage. Auch meine Beziehung zu dem verheirateten Reporter Jens Pfeil, die ich Hektor anhand der unendlich langen SMS-Dialog-Kette auf meinem Handy offenbarte, ließ ihn lediglich die Luft anhalten und trist kommentieren: »Das ist keine Affäre mehr, das ist außer Kontrolle.« Dann schraubte er an der Klobrille weiter. Er wusste, dass es sonst nicht mehr viel bei mir zu retten gab.

BABE

»Wer ist Babe?«, fragte meine Freundin Jana mich einmal grinsend, als der Name auf dem Display meines Handys aufleuchtete und ich den Anruf wegdrückte.

Sie sprach es englisch aus, wie Baby, und dachte, er wäre ein neuer Lover, von dem ich ihr noch nichts erzählt hätte. Dabei handelte es sich um eine sehr alte Liebe anderer Art, im Grunde meine allererste. »Mein Vater«, sagte ich und legte das Handy weg.

Babe bedeutet im Arabischen Vater und wird so ausgesprochen, wie man es auf Deutsch lesen würde, mit einem langen a.

Ich rief nicht zurück.

DER NAME MEINES VATERS

Als ich neulich Fotos von mir sichtete, um auszuwählen, welches ich für eine Bewerbung bei einer Schauspielagentur einreichen könnte, ertappte ich mich dabei, dass ich bei einem der Bilder dachte: »Nein, das nicht. Darauf siehst du zu arabisch aus.«

Es gibt jene Seite an mir, die verstecke ich. Die kaschiere ich und trage dick drüber auf, die übermale ich und lächle darüber hinweg. Auch ist schon vorgekommen, dass ich sie hinter einem falschen Namen verbarg. Wobei die Aufregung um meinen Nachnamen, den Namen meines Vaters, ein Problem ist, das ursprünglich gar nicht meines war und mir von außen aufgedrängt wurde, ganz offen, sehr direkt und ohne Umschweife. Anders also als die Sorge um mein Aussehen, die nur mich zu beschäftigen scheint. Niemand hat mir je gesagt, dass ich arabisch aussehe. Ich habe auch nie nachgefragt. Die Leute sagen ja immer von sich aus, kaum, dass ich mich vorgestellt habe, oder auch einfach aus dem Blauen heraus: »Irre, du siehst überhaupt nicht arabisch aus.«

Schön und gut. Ich könnte ja auch zu Madonna sagen: Irre, du siehst überhaupt nicht aus wie Monica Bellucci. Oder zu Angelina Jolie, zu der könnte ich sagen: Irre, du siehst überhaupt nicht aus wie Jennifer Aniston. Oder zu Moritz Bleibtreu, zu dem könnte ich sagen: Verrückt, du siehst überhaupt nicht aus wie Matthias Schweighöfer. Wenn aber schon diese vermeintlich herkunftsverwandten Persönlichkeiten, die später in den Geschichtsbüchern sicher einmal als Exempel für typisch abendländisches Aussehen aus unserer Epoche erhalten werden, ja, wenn deren Äußeres schon nicht auf einen

Nenner zu bringen ist, wie sieht man denn dann arabisch aus? Ich weiß es: wie der amerikanische Schauspieler Al Pacino. Mit dem wurde Babe nämlich ständig verwechselt. Meine Mutter nicht, aber die ist ja sowieso nicht arabisch. Al Pacino aber doch auch nicht. Außerdem sah ich auf dem Foto, das mich störte, gar nicht aus wie der große Pacino. Ansonsten hätte ich das doch sofort bei der Schauspielagentur eingereicht: Hier, schaut her, ich verströme die Aura eines Oscar-gewinners!

Eher kam mir beim Anblick meiner wallenden, dunklen Mähne und meines leichenblassen Teints der Terrorist Osama Bin Laden in den Sinn. Fehlt nur noch der Bart, dachte ich. Natürlich will niemand wie Bin Laden aussehen und alle wie das Topmodel Gigi Hadid. Aber die kann eben noch so sehr auf ihrer palästinensischen Herkunft beharren, einfach niemand hält sie für eine Araberin.

Vielleicht ist es auch gar nicht wichtig, wie man denn nun wirklich arabisch aussieht, sondern eher, warum ich überhaupt eine Abneigung gegen meine arabische Seite hege. Liegt es an meinem Vater oder an der Welt, in der ich lebe?

Dass ich meinen Namen ändern musste, um als Schauspielerin deutsche Rollen spielen zu dürfen, die nicht ausländisch konnotiert waren, und dass das funktioniert hat, das ist ein Problem. Und dass ich in der Buchbranche ebenso meinen Namen ändern musste, weil angenommen wurde, dass meine Bücher sonst versehentlich für Migrationsromane gehalten werden könnten, auch das ist ein Problem. Dass es Autorinnen gibt, die sich als »migrantisch« bezeichnen und den Wunsch äußern, eines Tages endlich andere Geschichten erzählen zu dürfen, während ich, Layla Beni Sayed, bereits drei Unterhaltungsromane unter Decknamen veröffentlichen musste, weil

die Gesellschaft offenbar nicht wahrhaben will, dass so was möglich ist, DAS IST EIN PROBLEM. Aber nicht meines. Ursprünglich zumindest nicht. Lediglich befremdend finde ich es. Auch ein wenig traurig stimmt es mich, aber wohl eher, weil ich generell nah am Wasser gebaut bin; das haben Clowns so an sich.

Ein Unterhaltungsroman von Layla Beni Sayed? Undenkbar. Warum schreibt sie denn nicht über ihre Herkunft? Könnte ich ja. Löst aber das Namenproblem nicht. Seit längerem schwebt mir etwa eine Geschichte über meinen Opa Jean-Gustave Funke vor: *Deutschland 1942 – Ein Familienroman von Layla Beni Sayed*.

»Hm«, sagte dazu der Literaturagent, der heute nicht mehr mein Literaturagent ist.

»Oder *Memoiren eines Flakhelfers – von Layla Beni Sayed*. Was meinst du?«, fragte ich.

»Das würde nicht durchgehen.«

»Warum denn nicht? Dann eben *Raureif an der russischen Front – Ein Kriegsdrama von Layla Beni Sayed*.«

»Ich weiß nicht.«

»Was weißt du nicht?«

»Die Titel sind gut.«

»Und die Geschichte erst!«

»Ja, die Geschichte auch.«

»Und?«

»Du brauchst aber ein Pseudonym.«

»Wieder.«

»Ja.«

Stille.

»Wird ja eh immer falsch geschrieben, mein richtiger Name.«

Das Gefühl, Verrat zu begehen, überkam mich und überkommt mich auch jetzt, wenn ich daran zurückdenke. Und in dieser Stille dann ein Elefant im Raum: Schriebe ich über meinen Vater, wäre mein Nachname gewiss mehr als willkommen. Ebenso gewiss ist aber auch, dass ich über ihn nicht schreiben will. Der Elefant löst sich auf. Andere Dinge beschäftigen mich. Manchmal etwa weiß ich nicht, was mich eigentlich noch vom Sprung abhält. Vielleicht aber irre ich mich, vielleicht hängt alles zusammen.

»Ich brauche dringend Geld«, sagte ich.

»Layla, dann musst du einen reichen Mann heiraten«, sagte der Literaturagent.

Manchmal, da weiß ich nicht.

WEGEN JENNIFER ANISTON

Letzte Woche wollte ich springen. An mehreren aufeinanderfolgenden Tagen spielte ich mit dem Gedanken, mich entweder in die Seine zu stürzen oder alternativ von meiner Mansarde hoch oben über der Stadt hinab auf den blanken Asphalt. Ich malte mir die Erlösung aus, den kurzen Moment konkreten Schmerzes und gleich darauf absolute Schwerelosigkeit, keine Gefühle mehr, keine Gedanken, einfach nichts.

Auf dem Boulevard Saint-Germain pöbelte eine Obdachlose mich an: »Du wirst noch genauso auf der Straße enden wie ich, Scheißschlampe!« Bloß weil ich ihr kein Kleingeld gegeben hatte. Denkste, dachte ich. Es nieselte und war bitterkalt, die Reifen der vorbeifahrenden Autos zischten über die feuchte Fahrbahn. Die Obdachlose fluchte hinter mir her. Ich senkte den Blick und ging weiter.

Eigentlich hätte ich sie um Geld anhauen sollen. Das kam für mich aber nicht infrage. Deswegen verfolgte ich ja den anderen Plan. Bei meinen Erkundungsgängen entdeckte ich jedoch, dass nahezu das gesamte Areal um die Seine herum für Dreharbeiten zu einem großen Hollywoodfilm gesperrt war. Schwierig, sich da durchzumogeln. Allerdings erinnerte es mich daran, dass meine Suizidträume ja auch von meiner prekären Finanzlage herrührten. Also fasste ich Mut, druckte ein paar Straßen weiter im arabischen 24-Stunden-Kleinwarenladen bei der Sorbonne meinen Lebenslauf aus, überschminkte meine innere Tristesse mit einem letzten Fünkchen Frohsinn und fragte bei den weißen Dampf ausblasenden, triefnasigen und trotz dicker Daunenjacken schlotternden Filmtechnikern nach, ob sie nicht einen Job für mich hätten. Ich war mir relativ sicher, dass sie mein Papier eher zum Entzünden eines wärmenden Feuerchens verbraten würden, aber ein paar Tage später meldete sich tatsächlich jemand bei mir: »Hast du morgen Abend was vor? Wir brauchen noch Statisten.«

Miserabel bezahlt, verstand sich, höchstwahrscheinlich würde ich frieren, und: »Nur für eine Nacht?«

»Yep.«

Davon würde ich meine Miete zwar auch nicht zahlen können, aber sie drehten einen Blockbuster mit Jennifer Aniston, die ich immer schon toll fand. Also dachte ich, okay, das nimmst du halt noch mit, stehst dir bis sechs Uhr früh die Füße platt, konsolidierst damit deinen finalen Entschluss, und von dem, was von den hundert Euro nach Steuern übrig bleibt, gönnst du dir ein feines letztes Abendmahl. Vielleicht Sushi? Die Seine würde mir ja nicht davonlaufen. Im Gegenteil, ich würde mich ihr sogar nähern. Notfalls, wenn ich wollte, könnte ich ja, quasi vor laufender Kamera ... Bloß wollte die Seine

wohl nicht. Oder das Schicksal. Oder Gott – ich musste vor dem Dreh einen Covid-Test machen: Er war positiv. Geplatzt der Traum von einer gemeinsamen Szene mit Aniston. Verpufft der kurze Moment Freude. In Quarantäne musste ich. Na gut, dachte ich, vielleicht versterbe ich jetzt wenigstens an Corona. Aber gleich in der ersten Nacht, als ich glaubte, keine Luft mehr zu bekommen, packte mich solche Angst, dass ich dann doch den Notdienst anrief.

Die Atemnot stellte sich als Panikattacke heraus. Es war ein milder Verlauf, fast so einlullend wie die Stimme des Notdienstlers, den ich an der Strippe gehabt hatte, und von der ich mich am liebsten in den Schlaf wiegen lassen wollte. »Das geht nicht«, sagte er und legte auf. Das Herz wurde mir schwer. Mehrmals drückte ich die Wahlwiederholung, doch ging jedes Mal jemand anderes dran. Seine Stimme, nur noch Erinnerung – wie eigentlich alles in meinem Leben.

Mit den schwindenden Symptomen verblasste auch mein Plan, den Planeten vorzeitig zu verlassen. Seit meiner Todesangst in jener Nacht ist mir klar geworden, dass ich nicht den Mumm habe, es durchzuziehen. Offenbar gibt es noch etwas, was auch immer es sein mag, das mich am Leben festhält, etwas in mir, das nicht aufgeben will und auf bessere Tage hofft.

Ich verstehe diesen Teil von mir nicht. Vielleicht wüsste Babe eine Antwort darauf. Anrufen werde ich ihn deshalb trotzdem nicht. Wie auch? Es würde ja doch nur wieder Vater rangehen.

UNBEKANNT UND VERZOGEN

Vielleicht sollte ich Callgirl werden. Vielleicht wäre ich darin gut. Wobei, mit vierzig wird es wohl auch da schwierig. Wieder so ein Job, bei dem man mit zunehmendem Alter immer weniger verdient. Vielleicht dann besser als erotische Stimme einer Sex-Hotline? Angeblich klinge ich angenehm, auch telefoniere ich gern, und bestimmt könnte ich das bis zur Rente tun, vielleicht gar darüber hinaus. Wo findet man Stellenanzeigen für so was?

Seit meinem sechzehnten Lebensjahr habe ich ununterbrochen gearbeitet, bloß nahezu nie Geld verdient. Dabei hatte meine Karriere vielversprechend begonnen – mein Studium finanzieren und zudem gleich mehrere Romane schreiben konnte ich dank diverser Nebenjobs: Für ein Musikvideo stäubte ich aus dem Off ganze Müllsäcke Schnee über die Band Rammstein, bei der Abschiedsparty eines Tennistars wurde ich dafür bezahlt, ihr Gast zu sein. Ich hütete als moosfrisierte Elfe auf hohen Hacken die Tore zur Kinopremiere des *Herrn der Ringe*, suchte in ganz Bayern nach Singles für die TV-Sendung *Herzblatt*, war selbst Ersatzkandidatin für *Glücksrad*, verköstigte Passanten am Münchner Hauptbahnhof mit gratis Bratwürstchen, sprang für eine gesetzliche Krankenkasse in die Menge und ließ mich von ihr tragen, spielte in Spandauer Filmstudios eine winzige Rolle *Hinter Gittern*, wischte vor laufender Kamera die Fußböden im *Marienhof* und sprengte mich als wasserstoffblonde Terroristin auf der Bühne der Münchner Kammerspiele in die Luft. Ich versuchte, deutschlandweit Lose der Klassenlotterie loszuwerden, war auf Sardinien Chauffeur für ein Audi-Event und flog in

Argentinien im Helikopter über die Dakar-Rallye. Mein Rücken erinnert sich, dass ich über ein Jahrzehnt hinweg kellner-te – abgesehen davon waren es tolle Jobs. In den USA galt ich als Star, Harrison Ford hat mir einmal die Hand geschüttelt, und Bela B äußerte sich geehrt darüber, mich kennenzulernen, nachdem er mich in einem Low-Budget-Film gagenlos durchs Bild hatte huschen sehen. Meist jedoch wurde ich für solche Faxen bezahlt, und oftmals wunderte ich mich darüber. War Schreiben denn nicht viel anspruchsvoller? Warum bekam man dafür selten Geld? Wohl oder übel sah ich ein, dass ich Till Lindemann eben Schnee überschütten musste, um mir davon ein paar Stunden Zeit fürs Schreiben erkaufen zu können. Diese Art Jobs, die keine waren, dieses bezahlte Spaßhaben war aber hart umkämpft und rar. Meistens schuf-tete ich weniger mondän: zapfte bis spät in die Nacht viel zu stark schäumendes Bier, fror beim Flyer-Verteilen in zugigen Fußgängerzonen oder lief mir Blasen beim Verkauf bizarrer Produkte, von Golfschlägern bis Hundeschuhe.

Kam ich anfangs einigermaßen über die Runden, fiel die Verdienstkurve mit den Jahren stetig ab. Heute bin ich pleite und obendrein einsam. Ich arbeite mehr denn je, bloß verdie-ne ich eigentlich gar nichts mehr. Und Zeit für Freunde bleibt auch keine. Eine Familie gründen und Kinder bekommen – wann hätte ich das noch gleich tun sollen?

Irgendetwas muss ich falsch gemacht oder nicht verstanden haben, trotz Abi. Irgendetwas Essenzielles in der Bedienungs-anleitung fürs Leben muss mir entgangen sein, trotz Studium. Moment mal: Welche Bedienungsanleitung? Ich muss sie ver-legt haben. Ach was. Eher habe ich die nie erhalten, bestimmt wurde mein Nachname in der Datenbank falsch erfasst, die

Zusendung jedes Mal retour wegen unbekannt/verzogen – schließlich wird mein Name eigentlich immer falsch geschrieben, die Buchstabenkombination Beni Sayed überfordert Europa einfach. Wann immer sich trotzdem Post von offizieller Stelle zu mir verirrt, weiß ich nie, ob ich gemeint bin: Oft wird darin ein sehr geehrter Herr Ben Seidl angefragt oder eine gewisse Frau Lena Bonsai begrüßt, und meistens werden die beiden wegen irgendetwas zur Kasse gebeten. In solchen Fällen ist es natürlich von Vorteil, dass ich mich nicht angesprochen fühle.

Und im Grunde kann mir eine Lebensanleitung ebenso gestohlen bleiben. Meine Eltern haben mir alles Notwendige beigebracht. Ich weiß, dass man pünktlich sein sollte, dass man Foie gras auf die Brotscheibe bloß auflegt und nicht verstreicht, und dass man von nur drei Datteln am Tag überleben kann. Meine Eltern haben sich gekümmert. Jedenfalls bis der eine mir unbekannt wurde und die andere weit weg verzog.

VERSUCHUNG

Heute Vormittag rief Anton an. Diesmal bin ich drangegangen. Ich habe ihm nicht von Jennifer Aniston erzählt. Dazu kam ich gar nicht. In einem langen Monolog schwärmte er mir von unserer zukünftigen Ehe vor. Ich malte mir alles aus: er, ich, unser Kind. WIR. Für einen Augenblick glaubte ich daran.

DAS PARADIES MEINER GROSSELTERN

Beten hilft angeblich. Früher habe ich das tatsächlich oft ausprobiert. Ich bin eine verkappte Protestantin. War aber alles für die Katz. Nicht für materielle Dinge betete ich, in der Hinsicht mangelte es mir damals an nichts. Vielleicht hätte ich mich dafür einmal beim lieben Gott bedanken sollen, aber naheliegender erschien mir, dass ich all diese Dinge meiner Familie zu verdanken hatte. Ich besaß Kleidung, Nahrung und Spielzeug, und ich hatte ein Dach über dem Kopf: eine sanierungsbedürftige Altbauwohnung inklusive zerfallenem Dachboden, zugigen Fenstern, schiefen Böden und abblättrender Raufasertapete. Ich liebte unsere Wohnung. Meine Eltern richteten sie uns als gemütliches Nest ein. Dennoch erschien sie mir riesig, verwinkelt, voller grandioser Verstecke. Das durch die großen Fenster einfallende Licht verfiel sich in den Schnitzereien unserer Holzmöbel, warf tanzende Scherenschnitte an die Wände, sonnige Flecken und mysteriöse Schattentäler wanderten über die Böden, und in den Sonnenstrahlen schwebte funkelnd feinsten Feenstaub. Der Stuck an den hohen Decken lud zum Träumen ein, die klappernden Fenster wiegten mich in den Schlaf, und der schiefe Dielenboden eignete sich wunderbar, um Murmeln in ein Wettrollen zu schicken.

Die abblättrende Tapete kaschierten meine Eltern wahlweise mit lustigen Stickern, goldgerahmten Fotos von meinem kleinen Bruder und mir oder aber von ihnen beiden bei einem romantischen Camping-Urlaub in der Ardèche. Und wenn es mal wieder einen Wasserschaden gegeben hatte, verdeckten sie die vergilbten Flächen mit Gemälden malerischer Landschaften aus einem anderen Jahrhundert oder Ausstellungsplakaten

moderner Kunst. Manchmal schafften sie auch einfach eine alte Kommode von unserem Dachboden runter, die sie vor eine bröckelnde Wand schoben. Wir besaßen Möbel, Kristall und Porzellan bis zum Umfallen, und wann immer wir die hübschen Boutiquen der Saarbrücker Altstadt betraten, war es, als würden wir ein Museum besichtigen: Wir guckten, staunten, befühlten Objekte und Stoffe, probierten Dinge an und aus, doch nie kauften wir etwas.

Trotzdem trug ich die schicksten Kleider feinsten französischer Mode. Meine Großeltern mütterlicherseits sandten sie per Post. Nur ein Mal hat Oma Lyne – auch *Mamie* genannt – uns in Saarbrücken besucht. Als ich noch ganz klein war, in einer anderen Wohnung, vor unserem großen Umzug. Um mir Tutu zu schenken. Tutu war mein liebstes Kuscheltier, ein kleiner Plüschhund, den sie in einem französischen Spielzeugladen gefunden hatte, und der aber dem Lorient-Hündchen Wum ähnlich sah, von dem ich immer dachte, dass er Wim Thoeke hieß. Wie Wim verstand auch Tutu Deutsch, allerdings sprach er lieber Französisch. Sein Fell aber war vielleicht sogar irakisch. Schließlich bestand es aus Kunstfasern, und die bestehen doch aus Erdöl, und Erdöl wird im Irak gewonnen. Bestimmt verstanden Tutu und ich uns deshalb so gut. Wir waren aus dem gleichen Stoff gewebt.

Maman, die zwar wie Tutu auch lieber und mit mir eigentlich immer Französisch sprach, und das so gerne sprach, dass sogar ihr Deutsch entzückend französisch klang, wusste mit Plüschtieren nicht viel anzufangen, wie mir schien, obwohl sie in ihrem Pelzmantel selbst ein wenig aussah wie ein Kuschelhase, aber sie lächelte, wenn sie mich mit Tutu kuscheln sah. Auch erzählte sie mir, dass Tutu mit seiner Tutu-Mama nach Saarbrücken gekommen war, einem Kuscheltier, das doppelt

so groß gewesen sei wie er, dann aber bei unserem Umzug verlorengegangen sei. Daran kann ich mich nicht erinnern. Wohingegen ich genau weiß, dass Oma Lyne nie wieder da war, nachdem sie mir Tutu geschenkt hatte. Nur ihre Post schneite regelmäßig herein. Große Pakete, in denen sich edle bonbonfarbene Schachteln mit breiten, roten Satinschleifen befanden. Darin verpackt echte Kostbarkeiten: bunte Blümchenkleider mit Puffärmeln, kleine pastellfarbene Handtaschen aus weichem Leder, kuschelige Kaschmirpullover, gestreifte Marinekostüme, glänzende Lackballerinas.

»Wann besuchen wir Mamie und Papi?«, fragte ich Maman jedes Mal.

Nie antwortete sie. Immer musste sie dann bügeln! Oder kochen. Oder irgendetwas übersetzen. Ihre vielen Armreifen klimperten dann in Eile, sie machte sich auf und davon und war einfach nicht mehr ansprechbar.

Daraus schloss ich, dass meine Großeltern wohl tot waren und ihre Geschenke aus dem Jenseits kamen. Zumal sie uns mit all den feinen Kleidern auch immer biblische Bilderbücher mitschickten. Samson war mein absoluter Favorit. Die Bibel-Comics waren in meinen Augen nur ein weiterer Hinweis, ein Beweis, ein Wink von Oma Mamie und Opa Papi, dass sie fortan im Paradies lebten wie mein irakischer Opa Hussain. Zwar kamen von dem nie Pakete, aber der war ja auch schon ewig tot. Das hatte Babe mir erklärt. Demnach mussten Oma Mamie und Opa Papi im Himmel noch nicht ganz so mausetot sein wie er, sonst hätte ja auch ihre Post ewig gebraucht. Das erschien mir völlig logisch. Andernfalls hätten sie uns doch sehen wollen! Schließlich wollte meine Oma aus Bagdad das auch, wie mir Babe ständig versicherte – wobei ich bei der allmählich auch zu zweifeln begann, weil sie sich nie blicken ließ.

Babe war damals noch Babe und gegen Religion. Maman auch. Nie wollten die beiden mir von Samson vorlesen! Doch während Babe mich dann im Wohnzimmer aus dem alten Ohrensessel heraus, in dem er so gerne las oder Musik hörte, schelmisch aus seinen Schokoladenaugen angrinste, die jeweilige Zeitschrift weglegte, in der er gerade noch geblättert hatte, und schlicht sagte: »Ich bin Atheist!«, bevor er mich packte und in den Achselhöhlen kitzelte, war für Maman bei der Gottesfrage eher Drama angesagt. Sie legte dann beim Bügeln eine Kunstpause ein, schien Babes feines Hemd fast zu vergessen, das nun unter dem Eisen anzubrennen drohte, und sagte: »Bei all der Ungerechtigkeit in der Welt kann es keinen Gott geben.«

»Warum?«, fragte ich.

»Gäbe es einen Gott«, sagte sie, »dann wäre deine Uroma nicht gestorben, und Francis, dein Großonkel, sowieso nicht, und – « Sie brach ab, wälzte mit dem Bügeleisen über einen Hemdsärmel und verhakte sich an einem Knopf.

Leider hatte ich meine Uroma und Francis nie gekannt. Maman sprach ebenso selten über sie wie über meine Großeltern. Dampfend zischte das Eisen, und ich brannte darauf, endlich mehr über Mamans Familie zu erfahren: »Was und?«

Doch Maman zuckte bloß mit den Schultern. Ihre Armreifen klimperten hell, als sie das Bügeleisen abstellte und das Hemd zusammenfaltete. »Dann wären sie nicht gestorben.«

Und schon legte sie das nächste Hemd aus dem Wäschekorb aufs Bügelbrett.

»Waren sie denn alt?«, fragte ich.

»Nicht sehr alt, nein, und Francis schon gar nicht.«

»Er war also krank«, sagte ich und nickte so, als wüsste ich in solchen Dingen bestens Bescheid.

»Francis?«, rief Maman. »Naiv war der. Und dumm.«

»Deswegen ist er tot?«

Maman atmete tief durch, ehe sie sagte: »Er wollte seinen Hund retten und ist dann selbst im Eis eingebrochen.«

»Mit dem Hund?«

»In einen Fluss.«

»Hier?«

»Nein, im Elsass.«

»Und der Hund auch?«

»Siehst du? Welcher Gott kann zulassen, dass immer nur die Guten sterben?«

»Die Bösen sterben nicht?«

»Doch, die auch, aber meistens viel zu spät.«

Das verwirrte mich: »Später als Uroma?«

Maman starrte auf die Kante ihres Bügelbretts, als bestünde für sie kein Zweifel: »Viel später.« Dann bügelte sie weiter.

»Und Grandpi?« Das war mein französischer Uropa.

»Zum Glück haben wir den noch.«

Ja, den gab es noch, aber das vergaß ich oft, weil wir ihn selten sahen.

»Dann ist er also ein Guter, der lange lebt?«, fragte ich.

»Der Beste.«

»Und Oma Mamie und Opa Papi?«

Maman hielt inne, blickte mir geradewegs in die Augen und schrie: »Louloute! Du darfst niemals, aber auch wirklich niemals auf einen zugefrorenen Fluss!«

Zwar war das nicht ganz die Antwort, die ich mir erhofft hatte, trotzdem verbuchte ich sie als kleinen Erfolg, denn für einmal hatte Maman sich nicht aus dem Staub gemacht.

Also betete ich abends heimlich zusammen mit Tutu über das Samson-Bilderbuch gekauert zu Gott, zu Großonkel

Francis, zu seinem Hündchen und zu all meinen toten Großeltern. War für die Katz! Zumindest, was Oma Mamie und Opa Papi anging. Die beiden waren quicklebendig. Doch irgendjemand musste meine Gebete erhört haben, denn bald darauf durften wir sie endlich besuchen, in ihrem Palast – hätte ich bloß mal für etwas anderes gebetet.

DER SWIMMINGPOOL

Ich bin viereinhalb und der Garten meiner Großeltern erscheint mir riesig. Er umgibt das gesamte Haus. Ein Weg aus unebenen Schiefersteinen windet sich in einer weichen Linie über das Anwesen. Der Rasen ist saftig grün, in sanften Hügeln geschwungen, wie aus einem Märchenbuch. Das Grundstück ist von riesigen alten Bäumen begrenzt, Eichen und Buchen und Tannen. Prachtvolle Rosenstöcke, Kamelien und Buchsbäume säumen den Steinweg, üppige Bougainvilleen zieren die Hausfassade, und an jeder Ecke des Gartens blühen in allen Farben die unterschiedlichsten Blumen. An diesem wunderbar verwünschten Ort ist Maman aufgewachsen. Im Herzen des Gartens liegt ein großer Pool, darüber ein Gitter aus Kaninchendraht, um das Laub abzufangen und Tiere vor dem Ertrinken zu bewahren. Ich fühle mich hier fast wie Alice im Wunderland.

Und Oma ist die böse Herzkönigin.

Tutu findet das auch. Dabei hatten wir sie ganz anders in Erinnerung gehabt.

Erst freute ich mich ja, als Maman – zwar mit Frosch im Hals und nur zaghaft klimpernden Armreifen, aber immerhin – ankündigte, dass wir die Großeltern im Elsass besuchen

würden. Schließlich hatte ich bis dahin geglaubt, dass sie tot seien. Als ich Babe fragte, warum Maman uns darüber belogen hatte, obwohl sie mir doch ständig einbläute, dass lügen ganz schlimm sei und ich das niemals tun dürfe, lachte er nervös und druckste herum. Dann verwandelte er sich in ein Seeungeheuer, das mich fressen wollte, und wir versenkten die gesamte Wohnung zwanzigtausend Meilen unter den Meeren. Mein kleiner Bruder Nouri durfte auch mitspielen. Er war ein Seestern, der alles in Gold verwandeln konnte, was er berührte. Eine Antwort auf Mamans Heimlichtuerei gab mir das zwar nicht, aber es war ein famoser Nachmittag.

Auch als Babe uns bei unserer Ankunft hier im Elsass in unserem Käfer die Auffahrt zur Villa hinauffuhr und Oma uns entgegengelassen kam, auch da erhofften Tutu und ich uns noch große Abenteuer mit ihr. Welch ein Energiebündel! Noch ehe wir ausgestiegen waren, redete sie durchs offene Fahrerfenster auf Babe und Maman ein, mit einer Stimme, die röhrender als unser Motor klang, sie quatschte, gestikulierte und lotste uns, an jedem ihrer Finger fantastisch funkelnde Klunker, aus denen sie sich nichts zu machen schien, und trug ansonsten ganz praktisch Anzughosen und eine Kurzhaarfrisur – da glaubten Tutu und ich noch: Sie ist wie Babe, für jeden Spaß zu haben! Nun, da wir aber schon eine Weile hier sind, beginne ich zu verstehen, warum Maman sie so lange nicht besuchen wollte.

Wenigstens Opa ist lieb.

Zwar redet er nicht viel, wenn wir alle beisammen sind, aber er sieht lieb aus. Obwohl er ein Riese ist! Fast achtmal Tutu, ich habe es nachgemessen. Er trägt eine dicke Hornbrille mit schwarzer Fassung und hat einen richtigen Bürstenhaarschnitt, wie ein Igel, aber weil er eigentlich immer in einer

Rauchwolke steht und milchiger Qualm sein versonnenes Lächeln umspielt, erinnert er mich eher an die rauchende Raupe aus *Alice*. Ununterbrochen pafft er Zigarre und trinkt Whiskey. Die meiste Zeit des Tages verbringt er dabei in seinem Arbeitszimmer. Vermutlich, weil auch er Oma nicht erträgt. Ständig hackt sie auf ihm rum, genau wie auf Maman. Am häufigsten allerdings flucht sie über Babe. Dabei ist der gar nicht da. Er hat uns nur hergebracht und musste dann sofort nach Saarbrücken zurück. Maman, die ihm mit nervösem Kaninchenblick beim Fortfahren nachschaute, sagte: wegen seiner Arbeit. Oma jedoch glaubt, dass Babe sich nur amüsieren will. Ich verstehe Omas Problem nicht, wohl aber den Ton, und ich mag ihn nicht. Die Stimmung wird dann so beengend. Mein Magen verkrampft sich jedes Mal, und ich bekomme einen Knoten im Hals. Ich muss mir mal ansehen, was Opa in seinem Arbeitszimmer eigentlich genau macht. Das wird mich ablenken.

Es gibt auch eine Hausangestellte, Mathilde, die für uns kocht und ansonsten ununterbrochen mit einem Staubwedel durch das Haus geistert, um die vielen Skulpturen und Kunstwerke zum Glitzern zu bringen. Nouri und ich dürfen die Kostbarkeiten nicht anfassen. Das war das Erste, was Oma uns einbläute, gleich nachdem wir angekommen waren. Aber das kennen wir ja schon von zu Hause. Ich halte mich daran. Nouri nicht. Gestern hätte er fast so ein prunkvoll bemaltes Ei fallen lassen, das im Wohnzimmer auf einer Kommode steht, bestimmt für Ostern, aber nicht aus Schokolade. Wir haben nachgeschaut.

Das Haus ist ein düsteres Labyrinth voller obskurer Möbel und Gemälde, in dem einzig das viele Gold und die Elfenbeinschnitzereien funkeln wie verwunschene Schätze. Besonders

nachts fürchte ich mich. Nouri hat es gut, er darf mit Maman im Gästezimmer übernachten. Ich aber muss ganz allein in Mammans ehemaligem Kinderzimmer schlafen. Zum Glück darf wenigstens Tutu bei mir bleiben. Das Rollo ist schwarz und mit den Figuren aus Walt Disneys *Schneewittchen* bedruckt. Die böse Hexe taucht mehrfach auf. Ich habe Angst, dass sie mich nachts aufsucht und töten will. Ich will nach Hause – zu Babe.

Hier im Haus aber ist mal wieder Zank. Oma hat eine neue gehässige Bemerkung über Babe gemacht, woraufhin Maman in die Luft gegangen ist und Opa vergeblich durch seine Rauchwolke hindurch mit einzelnen Worten paffend zu beschwichtigen versuchte. Es wurde richtig laut zwischen Oma und Maman. Opa hat Nouri und mich daher in den Garten geführt und am Pool abgestellt.

Es ist zu kalt, um schwimmen zu gehen. Außerdem kann Nouri noch gar nicht schwimmen. Und allein reinzuhüpfen fände ich langweilig. Über dem Pool liegt sowieso das Gitter. Opa zeigt uns die Stelle, an der ein großes Loch im Draht ist.

»Da nicht reinspringen«, sagt er überdeutlich und langsam, damit wir uns das auch ja merken. »Verstanden?«

Nouri und ich nicken. Wobei Nouri strahlt wie ein Honigkuchenpferd und dadurch im Grunde verrät, dass er gar nicht zugehört hat, sondern in Gedanken weiß Gott wo bereits in irgendeiner Wunderwelt am Spielen ist. Er stiert regelrecht in das Loch, als würde es ihn magisch anziehen. Als Opa fort ist, tauche auch ich ab in meine Fantasie. Ich bin eine gestrandete Prinzessin auf einer Insel, und über dem Meer tobt ein Orkan, während ich todesmutig am Strand stehend das Schiff des sagenumwobenen Seefahrers Sindbad aus dem Irak erwarte.

Am grollenden Himmel fliegen Seemöwen herbei, der Zyklon wirbelt sie hinfert, die Gischt peitscht mir ins Gesicht – wir müssen uns beeilen, eine riesige Welle rollt auf uns zu! Ich will meinem Abenteuergefährten auf die Schulter hauen, um ihm zu signalisieren, dass wir uns schleunigst vom Meer entfernen und in den Dschungel in Sicherheit bringen müssen, aber ich schlage in Luft. Als ich neben mich blicke, steht Nouri nicht mehr da. Wie hat er das angestellt? Mein Bruder ist einfach unsichtbar geworden. Ich schaue mich um, blicke hinter mich, doch er ist nirgends. Erst als ich durch das verbotene Gitterloch gucke, finde ich ihn: kopfüber, Arme und Beine wie jener Seestern von sich gestreckt, den er für gewöhnlich so gerne spielt, schwerelos auf den Grund hinabsinkend. Sein dunkelblauer Wollmantel wellt sich wie eine dahintreibende Alge. Er ist wirklich ein entzückender Seestern, er sieht so schön aus, so friedlich, als hätte er in den Tiefen des Wassers das absolute Glück gefunden. Aus dem Haus dringt gedämpft der Streit der Erwachsenen. Jetzt erst ergreift mich Panik. Soll ich ins Becken springen und ihn rausfischen? Aber er wirkt viel zu vollgesaugt und schwer für mich! Himmel, warum muss er auch ausgerechnet Seestern spielen! Ich renne zum Haus hinüber, und als ich um die Ecke laufe, entdecke ich, dass das Fenster zum Salon offen steht. Weit hinten im Raum giften Maman und Oma sich gegenseitig an, während Opa betreten abseitssteht, wie ein Schauspieler, der seinen Einsatz verpasst hat und überlegt, wie er wieder in die laufende Szene einsteigen könnte. Ich schreie ihn durchs Fenster an: »Nouri!«

Er reagiert nicht. Niemand reagiert! Ich muss ein weiteres Mal und noch eindringlicher schreien: »NOUUURI!!!«

Da halten die Streithennen endlich inne und sehen gemeinsam mit Opa irritiert zum Fenster raus und zu mir. Ich möchte

ihnen erklären, dass Nouri kopfüber im Pool liegt und dabei ist zu ersaufen, falls es nicht sogar schon zu spät ist, aber die Worte wollen mir einfach nicht einfallen. In mir tobt Alarm, statt von Wörtern bin ich von Panik erfüllt, und das einzige Wort, das in dem inneren Vakuum wie irre umherspringt, das einzige, das ich zu greifen und hinauszupressen bekomme, lautet: »Nouri! Nouri! Nouri!!! NOUUURIII!!!«

Endlich kommen die Erwachsenen in den Garten hinausgerannt. Maman ist als Erste am Pool. Als sie den Seestern unter Wasser treiben sieht, zögert sie keine Sekunde, schiebt mit einem Ruck das riesige Gitter beiseite, als wäre es federleicht, und springt in voller Montur ins Wasser. Es ist das erste Mal, dass ich Maman einen Kopfsprung machen sehe. Für gewöhnlich schwimmt sie mit hochgerecktem Schwanenhals, als wäre das Wasser Pipi. Jetzt jedoch schießt sie hinein wie eine hungrige Möwe. Mittlerweile ist auch Oma am Pool angelangt, wirkt aber überfordert. Nervös sieht sie Maman bei der Rettung zu, bleibt selbst jedoch wie festgefroren stehen. Dieses eine Mal fällt ihr kein Spruch ein. Obwohl sich ihre Lippen zitternd bewegen: »Francis, wie Francis«, murmelt sie. Erst als Opa kurz darauf keuchend dazukommt und das Gitter ganz vom Pool wegschiebt, damit Maman es leichter hat, Nouri an den Beckenrand zu bringen, löst Oma sich aus ihrer Starre. Als wäre das Startsignal für einen Wettkampf gegeben worden, stürzt sie ins Haus und kehrt einen Augenblick später mit dicken, weichen Handtüchern zurück, um Nouri und Maman darin einzuhüllen und zu wärmen.

Nouri strahlt. Als wäre nichts gewesen. Oder eher, als hätte er soeben einen Ausflug ins Paradies unternommen. Auf jeden Fall muss er an einem fantastischen Ort gewesen sein. Ich beneide ihn darum. Zugleich werfe ich mir vor, nicht selbst ins

Wasser gesprungen zu sein, um den elenden Seestern zu retten. Schließlich habe ich doch schon fast das Seepferdchen, und aus meiner Frisur mache ich mir sowieso nie was.

Wenigstens ist der Streit der Mütter vorerst beendet. Während sie sich nun ausschließlich um meinen Bruder kümmern, begeben wir uns auf die Suche nach Tutu. Mathilde hat ihn ins gruselige Kinderzimmer verbannt. Ich befreie ihn, und gemeinsam stehlen wir uns in Opas Arbeitszimmer. Es riecht nach Zigarre, aber er ist nicht da. Entlang beider Längswände reihen sich in dunkles Leder gebundene Bücher mit goldenen Aufschriften in Regalen vom Boden bis an die Decke. Neben seinem Schreibtisch liegen zwei große Schildkrötengehäuse, aber die Schildkröten sind auch nicht da. Vielleicht begleiten sie Opa auf seinem Spaziergang? Er wollte doch den Hausarzt holen gehen, um Nouri untersuchen zu lassen. Auf Opas Schreibtisch steht ein massiver Aschenbecher aus Kristall, daneben glänzt ein goldener Füllfederhalter in einem offenen Etui aus schwarzem Samt, und auf einer Seite des Tisches stapeln sich Dokumente. Was Opa wohl hier oben immer unterschreibt?

Unter seinem Schreibtisch ist es wie in einer Höhle. Hier kuscheln Tutu und ich.

Ich denke an das Ereignis. Daran, dass Maman einen Körper gemacht hat. Ihr Haar war pitschnass, die heilige Frisur ruiniert. Tutu staunt. Sie ist eine Heldin. Sie steckt voller Überraschungen!

Und Liebe? Für mich? Tutu schweigt.